Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 55. Sonntag den 9. Juli. 1854.

Der Arzt der Ehre.

Novelle.

(Fortsetzung. S. Nr. 52 d. Bl.)

Hubert bewegte die Hand, auf welche er das Haupt gestützt hatte, und wandte ein Blatt im Buche mechanisch um; da erhob sich ein wunderschöner englischer Hühnerhund, welcher seither auf dem Teppich vor dem Kamin gelegen hatte, und legte neugierig seinen Kopf mit den klugen fragenden Augen auf seines jungen Herrn Knie. Der aber schob das Thier sachte zurück und las weiter.

„Armer Melac!" sagte Frau v. Greiers und lockte das Thier an sich; „nicht einmal einen Blick gönnt Dir der Undankbare, an welchem Du doch mit solcher Treue hängst? — Du armes Thier bist das einzige Geschöpf unter uns, das vielleicht seinen eigenen Gedanken nicht nachhängen kann, und darum langweilst Du Dich!"

Hubert blickte auf und in die Augen seiner schönen Nachbarin. „Sie haben Recht, Cäcilie! unser Schweigen macht dem lieben Thiere bange. Ich weiß nicht, wie wir Alle in diese melancholische Stimmung gerathen können. Lassen Sie uns plaudern, Papa, oder eine Parthie Whist spielen, nur um die Stunden dieses stürmischen Abends hinwegzutäuschen!"

„Nicht doch, Hubert, ich bin heute Abend nicht zum Spiel aufgelegt," versetzte der Graf; „ich erwarte noch unsern Anwalt, Herrn Bernhardi. Es ist nahezu neun Uhr — nach seinem Briefe sollte er schon eine Stunde hier sein!"

„Er wird noch kommen, Papa! der Regen hat die Wege aufgeweicht und ihn aufgehalten. Aber Sie sollten sich nicht so ausschließlich mit diesem leidigen Prozesse beschäftigen, der Ihnen keinen Augenblick mehr Ruhe gönnt. Verbannen Sie doch die Sorge aus Ihrer Seele: ich bin überzeugt, wir werden ihn gewinnen!"

„Vielleicht!" erwiderte der Graf dumpf.

„Nein, gewiß, Vor wenigen Tagen waren Sie selber noch so hoffnungsvoll und zuversichtlich, bester Papa!"

„Damals war noch Manches zu hoffen," erwiderte der Graf, und seine Stimme ward unwillkürlich unsicher. „Bernhardi schreibt mir, daß der Versuch eines Vergleichs, gegen welchen sich mein Stolz und Rechtsgefühl so lange energisch gesträubt, obschon der Anwalt immer hartnäckig darauf drang, gescheitert seie. Er verheißt noch weitere wichtige Mittheilungen mündlich. Die Stunde der Entscheidung naht heran, die Entscheidung, von welcher das Vermögen, die Zukunft, das Lebenslos meiner theuersten Angehörigen abhängt! Kinder, meine armen Kinder, wir sind wenig mehr als Bettler, wenn wir den Proceß verlieren! Mein Sohn, Du weißt nicht, was Armuth heißt!"

„Denken Sie nicht an mich, bester Vater!" rief Hubert aufspringend und erfaßte die Hand des Greises; „ich bin noch jung, ich kann arbeiten, das Leben liegt noch offen vor mir und bietet mir gewiß eine Bahn, auf welcher ich meine Zukunft sichere. Aber Sie, Sie, bester Vater! Sie wären zu bedauern! — Allein es kann nicht sein!" fuhr er mit leidenschaftlicher Aufwallung fort; „wir können nicht verlieren. Auf unsrer Seite ist die Billigkeit, das Recht; es gibt keine Vorsehung, keine Gerechtigkeit mehr auf Erden, wann wir verlieren!"

„Nicht solche Sprache, die dem Christen nicht geziemt, Hubert!" versetzte der Graf verweisend. „Nicht das göttliche Gericht, sondern das Gesetz der Menschen entscheidet zunächst über uns — wer weiß, ob es nicht abermals wider uns ist, wie in der vorigen Instanz? Ich wollte Euch bisher nicht unnöthig ängstigen, meine Kinder; allein nun, wo die schwärzesten Befürchtungen sich haushoch vor meinem innern Blicke aufthürmen, wäre es Frevel, wenn ich Euch nicht auf den wahrscheinlichen Ausgang vorbereiten würde!"

„Aber Sie erweckten doch stets die schönsten Hoffnungen in mir, Papa?..."

„Leider that ich es, weil ich selber hoffte. Wir hoffen ja so leicht was wir wünschen, meine Kinder!" erwiderte der Graf. „Allein seit einigen Wochen, seit ich die Ansichten eines berühmten Rechtsgelehrten im Auslande über diese Streitsache kenne, hat sich meiner eine verzehrende, unsägliche Unruhe bemächtigt, die ich euch zu Liebe in mir vergrub, ja die ich selbst unsrer guten starken Cäcilie verhehlte..."

„Die mir aber gleichwohl nicht entging," erwiderte Cäcilie und Thränen fielen auf ihre Arbeit nieder.

„Es war nicht Mißtrauen in deine Seelenstärke, Hubert, was mich schweigen ließ," fuhr der Graf fort; „ich weiß, Du bist ein Mann vor den Jahren, und bangst nicht vor dem Kampf mit dem Leben. Aber sieh' Theodora an, dieses zarte Wesen! diese kaum entfaltete Knospe! Sie arm zu sehen, sie in Noth hinterlassen zu müssen ... dieser Gedanke drückte mir beinahe das Herz ab..."

„Arm, Papa? bin ich arm, so lange ich Sie habe?" rief die Jungfrau und schmiegte sich weinend an den Greis, in dessen Wimpern ebenfalls Thränen hingen. „Kann ich nicht arbeiten für Sie, für uns Beide? Und wenn einst Ihr — o Gott, ich kann den Gedanken nicht vollenden! — aber habe ich nicht noch den Vater über den Sternen, und Hubert und die liebe Cäcilie, die mich nie verlassen wird?..."

„Nein niemals," sagte Cäcilie und zog das holde Kind an sich! „bin ich Dir nicht schon acht Jahren Mutter gewesen, Theodora? Nein, so lange Cäcilie noch einen Bissen für sich hat und Kräfte zur Arbeit, sollst auch Du nicht darben, mein Kind. — Aber ich bitte, Graf ängstigen Sie nicht Sich und uns mit diesen vagen Befürchtungen. Lassen Sie uns dem Unglück gefaßter entgegen gehen, denn es kommt ja Keinem von uns mehr und zumuthet. Schickt der Himmel einen schweren Schicksalsschlag, so gewährt er auch Kraft, denselben zu ertragen. Das hab' ich in meinem Leben vielfach erfahren! — Theodora, komm', laß uns den Thee bereiten und das Abendbrod auftragen! Vielleicht kömmt Herr Bernhardi heute nicht mehr!"

„Doch, doch, er wird noch kommen! Aber um so besser, wenn ihn ein Imbiß erwartet nach einer Fahrt bei solchem Wetter!" sagte Hubert, und rollte den Speisetisch heran.

Es war üblich im Schlosse, am Abend die wenigen Dienstboten so wenig als möglich zu belästigen. Man wollte nicht gestört sein, und die beiden Damen unterzogen sich gewöhnlich der Mühe, die Speisen aufzutragen, welche die Köchin im Vorsaal in das Büffet gesetzt hatte. Kaum war der Tisch gedeckt, so ertönte die Glocke am Thorwege, und gleich darauf rollte ein Wagen in den

Hof. „Es ist Bernhardi. Bleiben Sie, Papa, ich werde ihm entgegengehen und ihn empfangen!" rief Hubert, nahm einen Armleuchter vom Kamin und eilte hinaus.

Bald darauf führte er Herrn Bernhardi herein, der achtungsvoll grüßte und vom Grafen und den Damen mit besondrer Auszeichnung empfangen wurde. Der Graf bat ihn, sich sogleich zum Abendbrode zu setzen, und wies ihm den wärmsten Platz am Kamin an. Der alte Edelmann verleugnete sich nicht in ihm: so sehr er auch vor Begier brannte, über den Stand seiner Angelegenheiten etwas Näheres zu erfahren, so wollte er doch zuerst die Pflichten der Gastfreundschaft und der Urbanität gegen einen Mann erfüllen, welchen um seinetwillen bei solchem Wetter eine Reise von acht Meilen zurückgelegt hatte.

Bernhardi war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, kalt, besonnen, ruhig, von klarstem Verstand und erprobter Rechtschaffenheit. Die Mehrzahl der reicheren Fabrikanten des Bezirks vertrauten ihm ihre Rechtsgeschäfte an, und dieß war in Graf Rödingen's Augen das beste Zeugniß für des Mannes Tüchtigkeit und ehrenhaften Charakter. Der Verkehr mit dem Anwalte hatte von Seiten des Grafeu fast die Wärme einer Freundschaft erreicht, und er vertraute ihm die Führung dieses Prosses beinahe blindlings an.

Während des Nachtessens ward der Veranlassung von Bernhardi's Besuch mit keiner Sylbe gedacht; man bemühte sich allseitig, heiter und gefaßt zu erscheinen und die Gottesgaben unvergällt von Sorgen und Gram zu genießen wie man es dem Gaste schuldig zu sein glaubte.

Als die Mahlzeit vorüber war und die Unterhaltung etwas stockte, blickten der Graf und Bernhari sich fragend an. „Bitte, reden Sie ohne Zwang, bester Herr Bernhardi!" sagte endlich Graf Hugo. „Es sind ja meine theuersten Angehörigen, und was Sie uns auch zu berichten haben mögen, es wird uns nichts unvorbereitet treffen. Wie steht es um Ihre Hoffnungen wegen des Ausgangs der Streitsache?"

Benhardi zuckte die Achseln und erwiderte leise: „Herr Graf, ich fürchte wir sind im Nachtheil und werden verlieren!"

Der alte Graf barg sein Gesicht in die Hände und lehnte in den Stuhl zurück. „Meine Ahnungen!" flüsterte er. Seine Kinder und Cäcilie schmiegten sich an ihn suchten ihn zu trösten.

„Worauf begründet sich Ihre Befürchtung, Hr. Bernhardi?" fragte der Graf nach einer Weile.

„Auf die jetzige Sachlage, Herr Graf, und auf meine Kenntniß vom Charakter der Personen. Sie wissen noch nicht Alles; ich konnte Ihnen gestern nur in Kürze melden, daß der versuchte Vergleich fehlgeschlagen sei. Wie und warum es so kam, konnte ich Ihnen im Drang des Augenblicks nicht mehr melden. So erfahren Sie denn, daß Ihr Gegner, Baron Franz v. Rödingen-Sieldorf, Major in königl. französ. Diensten, todt ist...."

„Todt?" rief Hubert, „das wäre ja am Ende ein Glück?"

„Wenn er keinen Bruder hätte oder einen Bruder, welcher ihm ähnlicher wäre," versetzte Bernhardi achselzuckend. — „So aber hätte er nicht ungelegener sterben können, denn er war im Grunde ein edler Gegner."

„Das war er in der That!" sagte Graf Hugo, „er glich mehr seiner sanften Mutter als seinem trotzigen wilden Vater. Aber so schnell, so in der Blüthe des kräftigsten Mannesalters starb er?"

„Ja, und durch einen Unglücksfall, einen Sturz vom Pferde, welcher ihm in Lille, seiner Garnisonsstadt begegnete. Er hatte die Schulter gebrochen, der Brand trat hinzu und er verlor das Leben so jäh, daß er kaum noch für seine Geschwister einige letzte Verfügungen treffen konnte. In Folge derselben hat er der Baronin Antonie, seiner Schwester, sein ganzes Allodialvermögen zugesprochen seinem Bruder aber die Ansprüche auf den Proceß, und wir haben nun statt eines edlen und loyalen Gegners einen sehr gefährlichen, verschmitzten, welchem kein Mittel unwillkommen sein wird, wenn es nur zum Ziele führt."

„Sie haben Recht, Bernhardi; Clemens ist seines Vaters würdiges Ebenbild und von jeher sein Liebling gewesen. Schade um den Todten; ich glaube ihn nicht höher ehren zu können, als durch das Bekenntniß, daß mir sein früher Heimgang herzlich wehe thut. — Und Baron Clemens? wo hält er sich auf? was wissen Sie von ihm?"

„Gestern Nachmittag hatte ich eine Conferenz mit ihm," erwiderte Bernhardi; „das Ergebniß derselben ist meine innige Ueberzeugung, daß die Vergleichsvorschläge, welche er machte, nicht angenommen werden können, obschon ich mich nicht für befugt erachtete, ihm diesen bündigen Bescheid schon gestern zu geben. Ich werde morgen früh die Ehre haben, Herr Graf, sie Ihnen mitzutheilen," setzte er mit einem flüchtigen Seitenblicke auf Theodora hinzu.

Diese verstand den Wink mit dem scharfen Instinkt der Liebe, und sagte dem Vater gute Nacht. Auch Cäcilie erhob sich um zu gehen, aber ein bedeutsamer Blick des Grafen lud sie zum Bleiben ein. Sie begleitete Theodora nach deren Schlafzimmer, und kehrte dann zurück, als Bernhardi soeben fortfuhr:

„Sie wissen, Herr Graf, daß der erste Gedanke an einen Vergleich von dem Major herrührte, und daß seine Vorschläge ein neues Zeichen für seine Uneigennützigkeit waren. Unter der Bedingung, daß Sie, Herr Graf, einwilligen würden, Ihre Tochter nach erreichtem neunzehnten Lebensjahre mit Baron Clemens, dem jüngern Sohne des Barons, zu vermählen, sollte aller Streit niedergelegt und der Prozeß für immer eingestellt werden. Die Freiin Antonie sollte eine Jahresrente und für den Fall ihrer Verheirathung eine standesgemäße Mitgift erhalten, und das Gut sammt dem übrigen Vermögen forthin zu gleichen Theilen zwischen dem Mannsstamme der beiden Linien getheilt bleiben. Für sich beanspruchte Freiherr Franz gar nichts; die Präbende als Malteser, die ihm schon seit der Wiege eigen, würde die Garantie geliefert haben, daß die freiherrliche Linie Ihres Hauses nur durch den Freiherrn Clemens fortleben sollte, und so schien wenigstens das Interesse Ihres Sohnes nicht allzusehr bedroht...."

„Genug, genug, lieber Bernhardi! das Alles wissen Cäcile und Hubert, und kennen auch die Motive, vermöge deren ich diese Vorschläge des Majors nach reiflicher Ueberlegung ablehnte. Das waren die Vorschläge eines Mannes, welchen ich doch trotz seiner feindlichen Opposition achten mußte; was bietet nun sein feiner Bruder?"

Bernhardi zuckte die Achseln, und erwiderte: „Er bietet nichts Herr Graf, er fordert nur, aber so viel und so ungestüm, daß ich kaum hoffe, Sie werden nun Ihre Zustimmung geben...."

„Er ist also seines Sieges schon so gewiß, daß er fordert? Bernhardi!"

„Das eben nicht, Herr Graf; er zweifelt wohl auch noch an seinem Erfolg, aber er ist kein bescheidener Gegner wie sein Bruder, der auf billige Ansprüche anhob. Er ist ein kluger, schlauer, berechnender Mann, der da wohl weiß, daß je höher seine Forderungen sich stellen, desto größer seine Errungenschaften werden, — ein gewandter Spieler, der sich begnügt, heute die Bank nur um die Hälfte zu brandschatzen, um morgen pari mit ihr zu stehen, wenn ihm das Glück hold bleibt.... Er hat durch des Bruders Testament sich zurückgesetzt gesehen; all seine Aussichten für ihn beschränken sich auf den Ausgang des Prozesses und dessen Gegenstand, darum nimmt er vorerst lieber das Ei sicher, als die Anwartschaft auf die Henne. Auch hat er den Augenblick geschickt gewählt: er weiß, daß seine Gegner in ihm nun einen verzweifelten gefährlichen Feind fürchten müssen...."

„Aber was verlangt er?" fragte der Graf ungeduldig.

„Wenn Sie einwilligen, Herr Graf, ihm an dem Tage, welcher zur Entscheidung des Prozesses terminirt ist, am nächstkommenden 12. November die Hand der Comtesse Theodora vor dem Altar zu geben mit der ganzen Hälfte des Vermögens und der Ansprüche an das Ma-

jorat, falls Graf Hubert keine ebenbürtige Descendenz hinterließe — falls Sie für Lebenszeit mit einer Zeit-Rente sich begnügen würden und Graf Hubert als volljähriger Agnat . . . ."

„Genug, Herr Bernhardi!" fiel ihm Hubert in's Wort, „ich bitte, ersparen Sie meinem Vater die Demüthigung, einen solchen Vorschlag zu Ende zu hören, dem ich niemals beipflichten werde! — Mein Vater! Herr Bernhardi! Cäcilie! Sie kennen mich alle, Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich hier erkläre, daß ich niemals einen solchen Vergleich billigen werde. Wie? das Lebensglück Theodora's an einen solchen Mann zu hängen, der im Ruf eines Wüstlings steht, der keine Grundsätze hat? Und das Alles, um mir und dem Vater wenigstens einen Theil des ferneren Besitzes Dessen zu sichern, was uns nach göttlichem und menschlichem Rechte zukommt; um mich auf ein faules Lotterbett zu legen, sollte ich einwilligen, diese zarte Lilie dem Pesthauche dieses Menschen preiszugeben, dem ich niemals, ohne Groll und Beschämung nahen, dem ich nie die Rechte eines Bruders einräumen könnte? — Nein, beim Himmel, nein! für den Vater und Theodora zu arbeiten, ihnen Kraft und Leben zu widmen, für sie allen Besitzthümern und Freuden zu entsagen, die meine Kindheit und Jugend umgaben, — dessen fühle ich mich wohl fähig. Aber aus feiger Furcht vor Armuth und dem Verlust äußerer Ehre einen solchen Frevel begehen, dessen bin ich, dessen sind Sie nicht fähig, bester Vater!"

Der alte Graf drückte seinem Sohne warm die Hand und blickte ihn feuchten Auges wohlgefällig an. „Sie hören, Bernhardi, er ist ganz mein Sohn!" wandte er sich dann an den Advokaten. „Er hat mir aus der Seele gesprochen. Lassen Sie uns auf einen solchen Vorschlag Nichts erwidern, sondern dem Gesetz und Recht den Verlauf geben und unser Schicksal in die Hand der Vorsehung befehlen! Die Schläge des Schicksals können mein Gemüth beugen, meine Gesundheit untergraben, aber niemals mich vermögen, mit meiner Ehre, meinem Gewissen und meinem Vatergefühl in Konflikt zu treten!"

„Ich hoffte keinen andern Bescheid und verwünschte die Nothwendigkeit, die mich zwang, die Entscheidung über diese Vorschläge Ihnen anheimzustellen," erwiderte der Advokat. „Doch lieber wollte ich die betreffende Mittheilung mündlich machen, als meine Feder hiezu leihen. Baron Clemens gab mir drei Tage Bedenkzeit für Sie; treffen ihn bis zum Montag die entsprechenden Nachrichten nicht unter der Adresse, die er mir hinterlassen, so betrachtet er sie als abgelehnt

„Nein, ich will ihm keine Hoffnung lassen, daß er mich durch seine Vorschläge ködere," sagte der Graf. „Schon der Schein einer Nachgiebigkeit geht mir wider das Selbstgefühl. Morgen wollen wir ihm antworten — für heute sind Sie allzu angegriffen und der Ruhe bedürftig. Gute Nacht, lieber Bernhardi! gute Nacht, Cäcilie und Hubert!" (Forts. folgt.)

Blicke in das Thierleben.

(Fortsetzung. S. Nr. 50 d. Bl.

Kalifornien ist nicht weniger merkwürdig um seiner Bären als um seines Goldes willen. Der gefürchtete grimmige Bär (Grizzly Bear), Ursus ferox und Ursus horribilis, herrscht unumschränkt in jenen ungeheuren Wildnissen, welche die Felsengebirge und die östlich von denselben gelegenen Ebenen begreifen, bis zum 61sten Grade nördlicher Breite hinauf. Dieses Thier erreicht eine wahrhaft riesige Größe, und manchmal ein Gewicht von 8 Centnern; ich habe selbst ein Fell gemessen, das von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel volle 8½ rheinische Fuß lang war. Der Gouverneur Clinton hörte sogar von einem Fell, welches volle vierzehn Fuß engl. lang gewesen sein soll; allein es mag künstlich gestreckt gewesen sein. Die Klauen sind beim grimmigen Bären sehr lang und schneiden wie Meisel, wenn das Thier einen Schlag damit führt. Der Schwanz ist so klein, daß man ihn gar nicht sieht, und es ist ein stehender Witz unter den Indianern (welche trotz all ihres angenommenen Ernstes große Schälke sind), daß sie Einen, der den grimmigen Bären noch nicht genau kennt, auffordern, denselben am Schwanze zu packen. Welch furchtbare Körperkraft dieses Thier besitzt, mag aus dem Umstande abgenommen werden, daß ein solcher Bär erwiesenermaßen schon den Körper eines Bison, der doch seine tausend Pfund wiegt, leicht eine ziemliche Strecke weit fortgeschleppt hat. Ein sehr geschickter Jäger Namens Dougherty hatte einen sehr großen Bison geschossen und nachdem er sich die Stelle des Anschusses gemerkt, das erlegte Wild liegen gelassen, um zum Abstreifen und Zerwürken desselben Hülfe herbeizuholen. Bei seiner Rückkehr war der Bison verschwunden, und der Jäger konnte sich gar nicht erklären, was aus seinem Wilde geworden sei, bis er es endlich nach langem Suchen in einer tiefen Grube entdeckte, welche ein solcher Bär in einiger Entfernung eigens zu diesem Zwecke ausgewühlt und wohin derselbe den Bison getragen hatte, um ihn während Dougherty's Abwesenheit zu verscharren, was ihm auch gelungen war. Sir Jon Richardson, der berühmte Reisende in den Polargegenden Nordamerika's, erzählt folgenden Zug von dem grimmigen Bären: „Ein Trupp Voyageurs (Angestellte der Pelzhandelsgesellschaften), welcher den ganzen Tag einen Nachen den Saskatschewan hinaufgezogen (getreilt) hatte, saß in der Dämmerung um ein Feuer, mit der Bereitung des Abendbrods beschäftigt, als ein großer grimmiger Bär über ihren Nachen sprang, welcher hinter ihnen umgekippt worden war, Einen aus ihrer Mitte bei der Schulter erfaßte und davontrug. Die Anderen flohen voll Entsetzen bis auf einen Mestizen Namens Bourasso, der sein Gewehr ergriff, und dem Bären folgte, als er sich gemächlich mit seiner Beute zurückzog. Er rief seinem unglücklicher Kameraden zu; er fürchte ihn zu treffen, falls er auf den Bären feuerte; allein der Mann bat ihn, doch ja unverweilt zu schießen, weil ihn der Bär zu Tode drücke. In Folge dieser Aufforderung zielte Bourasso gut und jagte dem Bären seine Kugel in den Leib, worauf dieser alsbald seine Beute fallen ließ, um Bourasso zu verfolgen. Dieser entkam mit knapper Noth und der Bär zog sich in ein Dickicht zurück, wo er verendet zu haben scheint." Richardson erzählt ferner: ein andermal sei ein solcher Bär aus einem Dickicht hervorgebrochen, habe mit einem einzigen Schlag seiner Tatze einen Maun vollkommen skalpirt, so daß der Schädel ganz blosgelegt gewesen, und die Kopfschwarte bis über die Augen heruntergehangen sei. Als dem armen Teufel, der das Opfer dieses Angriffs gewesen, seine Begleiter zu Hülfe gekommen, habe der Bär sich davongemacht, ohne weiteres Unheil zu versuchen; allein weil die Kopfschwarte nicht wieder über den Schädel zurückgelegt und festgenäht worden sei, habe der Arme das Gesicht verloren, obschon seine Augen erwiesenermaßen nicht verletzt gewesen seien.

Der grimmige Bär erdrückt den Gegner nicht in seiner Umarmung, sondern schlägt seine Beute mit seinen gewaltigen Tatzen nieder. Ein Herr der dieses Thier genau beobachtet und fünf Exemplare mit eigener Hand erlegt hat versicherte uns: wenn ein grimmiger Bär einen Gegenstand sehe, so stelle er sich auf die Hinterbeine und stiere ihn einige Minuten aufmerksam an; dann gehe er — gleichviel ob derselbe ein Mensch oder ein Thier seie, — gerade darauf zu, unbekümmert um die etwaige Zahl seiner Gegner, und ergreife seine Beute, und stände dieselbe auch mitten in einem Regiment Soldaten. Nur ein einziges Ding verscheuche diese Geschöpfe, nämlich der Geruch, 'die Witterung' eines Menschen, welchen er kaum jemals ungereizt angreife, außer im äußersten Hunger; wenn der grimmige Bär bei seinem Angriff eine Witterung dieser Art unter den Wind bekommt, so kehrt er um und flieht. — Derselbe Gewährsmann stand einmal in der Nähe eines Dickichts und sah seinem Diener zu, welcher ein Gewehr reinigte. Der Herr war eben

vom Pferde gestiegen und hatte den Zügel seines Vollblut-Pferdes um den Arm gewunden. Plötzlich stürzte ein sehr großer, grimmiger Bär aus dem Dickicht und auf den Diener zu, welcher Fersengeld gab. Der Bär kehrte dann sogleich um und fiel den Herrn an, der gerade eine Büchse von kleinem Kaliber (vierzig Kugeln auf das Pfund) in der Hand hatte; als der Bär sich auf die Hinterläufe stellte, um einen Streich zu führen, war der Herr so glücklich, ihm eine Kugel gerade durch das Herz zu jagen. Hätte das Pferd im kritischen Momente nur im mindesten sich gerührt und seines Herrn Arm gerüttelte, so wäre er unrettbar verloren gewesen; allein das edle Thier stand wie ein Fels. — Bei einer andern Gelegenheit ward ein großer Bär von einem Schusse tödlich verwundet; er rannte nun einen vollständigen Purzelbaum, bevor er wieder auf ebenen Boden gelangte. Derselbe Gewährsmann erzählte uns zwei merkwürdige Thatsachen, für welche er einstehen will; nämlich daß der grimmige Bär im Stande sei, seine Krallen eine je unabhängig von der andern zu bewegen; der Bär nimmt z. B. einen Klumpen Erde auf, welcher seine Aufmerksamkeit erregt hat, und zerreibt ihn zwischen den Klauen zu Staub, wie wir ihn zwischen unseren Fingern zerreiben würden; andere Thiere, wie z. B. Hunde und Katzen, können bekannlich keine Zehe freiwillig und unabhängig von der andern bewegen. Die zweite interessante Thatsache ist, daß kein Wolf, und wäre er auch noch so hungrig, den todten Körper eines Thiers anrührt, welches ein grimmiger Bär verscharrt hat, obschon die Wölfe alles andre Aas gierig verzehren. Der Trieb, Körper zu verscharren, ist bei diesen Bären so stark, daß man sich Beispiele erzählt, wo sie Jäger, welche in ihre Gewalt gekommen waren und sich todt gestellt hatten, mit Rinde, Gras und Laub bedeckten. Wenn der Mann sich zu rühren versuchte, drückte der Bär ihn wieder hinunter und deckte ihn von Neuem zu, ließ ihn aber am Ende verhältnißmäßig unversehrt zurück.

Der grimmige Bär hat eine Höhle, wohin er sich zurückzieht, wenn die Winterkälte ihn schläfrig macht, und die beherzten Jäger machen sich diesen Umstand zu Nutze. Haben sie ein solches Bären-Winterlager ausgespürt und sich mit seiner Oertlichkeit vertraut gemacht, so bereiten sich die Jäger eine Art Wachsfackel aus den Waben von wilden Bienen und Bärenfett, mit einem breiten Docht, der mit sehr heller Flamme brennt. Diese trägt der Jäger vor sich her, und betritt so, die schußfertige Büchse in der andern Hand, die Höhle des Bären. Hat er die Tiefe der Höhle erreicht, so steckt er die Fackel in den Boden und zündet sie an, und bald füllt ein lebhaftes Licht die Höhle. Nun legt sich der Jäger auf den Bauch und zwar so, daß die Fackel zwischen der Tiefe der Höhle wo der Bär liegt, und zwischen ihm, dem Jäger, steht. In dieser Lage, die Mündung der Büchse fest auf den Bären gerichtet erwartet er geduldig sein Schlachtopfer. Petz verfehlt nicht, ob dem Lichtglanze bald zu erwachen, gähnt und dehnt wie Einer, der aus tiefem Schlafe erwacht. Nun spannt der Schütze den Hahn und wartet bis der Bär den Kopf herum dreht und mit bedächtigem Schritte auf das Licht zu wackelt. Dieß ist ein kritischer Augenblick, denn da der grimmige Bär ein ungemein zähes Leben hat, so ist ein wohlgezielter Schuß unerläßlich. Sobald das Ungethüm die Fackel erreicht, reckt es entweder die Tatze aus, um einen Schlag darnach zu führen, oder die Nase, um daran zu riechen. Der Schütze zieht gemächlich die Büchse in die Höhe, der laute Knall des Schusses donnert durch die Höhle und der Bär fällt mit einem schweren Krachen zusammen, durch das Herz geschossen oder durch das Auge, zwei von den wenigen verwundbaren Stellen, an welchen eine Verletzung seinen augenblicklichen Tod herbeiführen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Roger, der berühmte Tenorist, der gegenwärtig in Frankfurt gastirt, hat sich in Paris ein reizendes, nicht sehr großes Haus in einem Garten bauen lassen, das er seit einiger Zeit bewohnt. Einige Stufen führen zu der Vorhalle, an deren hinterm Ende sich ein Salon im Geschmack Ludwigs XV., in Weiß und Gold, öffnet, welcher sein Licht von der Gartenseite durch ein ungeheuer großes Fenster mit Spiegelglas über dem weißen Marmorkamin empfängt. Zur linken und rechten Seite schließt sich der Salon nicht durch Mauerwände, sondern durch zwei hohe Säulen, zwischen denen sich ebenfalls riesige Spiegelglasscheiben befinden, welche den Einblick auf der einen Seite in ein reiches Boudoir, auf der andern in einen schönen Speisesaal gestatten. Zu jeder Seite dieser Glaswand öffnet sich eine große Nische, die durch einen Vorhang verhüllt ist. Die Thürstücke zeigen pausbäckige Amoretten, die in Wolken spielen. Ueber dem Haupteingang sieht man einen Haufen nackter Kinder, die mit musikalischen Instrumenten versehen sind und deren Spiel ein Cupido mit dem „Propheten"-Diadem und dem „Propheten"-Mantel dirigirt. Das ganze Meublement, Sophas, Sessel, Stühle, sind von vergoldetem Holz und mit Seidendamast überzogen, der Kronleuchter, die Uhr, die Wandleuchter sind im reinsten, kostbarsten Style Ludwigs XV. Links vor einem der Spiegel blüht ein ungeheurer Blumentisch in tausend Farben, gegenüber steht ein prachtvoller Flügel von Pallissanderholz mit eingelegter Arbeit. Heben wir den Vorhang links auf, so kommen wir in das Boudoir, das mit den seltensten Möbeln und Kunstgegenständen angefüllt ist; unter andern steht zwischen den Säulen ein prächtiger ausgestopfter Elephant mit seiner Decke mit Edelsteinen, der auf seinem Rücken einen Blumentisch trägt, von welchem exotische Pflanzen bis zur Decke hinaufwachsen. Vier Negerknabenstatuen, welche Blumen und Girandolen tragen, scheinem zu seinem Gefolge zu gehören. Hier und da hängen auch kostbare Gemälde von alten Meistern. Zur Rechten kommen wir in den reichen, aber einfachen Speisesaal, der kostbare alte geschnitzte Eichenbüffets und Schränke hat, in welchen man das reiche Silber- und Glasgeschirr sieht. Gibt Roger im Winter Concerte ꝛc., so werden in dem Salon die Spiegelglaswände und Vorhänge vor den Nischen weggenommen, so daß das ganze Parterre einen Saal bildet. Aus dem Speisesaal führt eine Seitenthür in das obere Stockwerck, in welchem sich zunächst des Sängers Studirzimmer befindet, dann folgt ein elegantes Billardzimmel und endlich das Schlafzimmer im Styl Ludwigs XIII. mit gemalten Glasfenstern und Läden von geschnitztem Holze, auf denen die Geschichte der keuschen Susanne dargestellt ist. Auf einer kleinen Erhöhung steht ein patriarchalisches Bett mit reichem Baldachin, so groß, daß die vier Haimonskinder recht bequem zusammen darin liegen können. Da die Wohnung kürzlich erst eingerichtet worden ist, so kann sie zugleich als Muster einer reichen modischen Wohnung dienen.

Böhmische Grabschriften.

Hier liegt Kutscher von Graf Kollowrat,
Was is über ihn gangen? 'n Wagenrad.
Weil ihn dieses Unglück traf
Hat ihn begraben lassen Herr Graf.

* * *

Hier liegt Johann Rest
Was is er gewest
Schneider in Prag
Hatte gearbeitet Nacht und Tag.
Was war Ursach von seine Tud?
Laibel unausbacken Brud.

* * *

Wer liegt's hier?
Liegt's hier Affizier.
Wer das wird lesen
Wird fragen was is e gewesen?
Affizier bei Fuhrwesen.

Redakteur: L. Stahl in Düsseldorf. — Druck und Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei Grabenstraße D. Nr. 794.